

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Die Zweideutigkeit russischer Romane
Autor: Hohoff, Curt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE ZWEIDEUTIGKEIT RUSSISCHER ROMANE

Von Curt Hohoff

Die große Zeit des russischen Romans ist längst vorüber. Er ist ein Produkt des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, und seine Leserschaft, auch bei uns geschmolzen, besteht weithin aus in Rußland «die Gestrigen» genannten Menschen. Die ihn rühmten und sein Ansehen verbreiteten, die Mereschkowski, Schestow, Hesse, Berdjajew und Gide, gehen auf Nietzsche zurück, und auch der überlebende Nachröhmer der Epoche, Thomas Mann, begreift die russischen Romane aus den Voraussetzungen einer vergangenen Zeit. Nietzsche und seine Nachfolger, vor allem Gide, sehen an Dostojewski das Psychologische, weil dies vermeintlich Psychologische ihrer eigenen Auffassung von Trieb und Leidenschaft Belege zu liefern schien. Heute zweifelt kein Unbefangener mehr, daß Dostojewskis Psychologie — psychologisch betrachtet — falsch ist. Das Signal seiner psychologischen «Verkehrtheiten» sind die überraschenden Sinnesänderungen, unerwarteten Handlungen und Bekehrungen seiner Personen. Um sie zu erklären, mußte man die Psychologie auf das Gebiet der Pathologie ausdehnen. Es hieß nun, die Figuren des Epileptikers Dostojewski handelten nach einer krankhaften Psychologie. Thomas Mann nennt Dostojewskis eigene Krankheit eine «heilige» — was die Voraussetzung in sich schließt, daß das Heilige ein Sonderfall der pathologisch erklärbaren Psychologie sei. Die Falschheit dieser Anschauung ist geschichtlich ehrwürdiges neunzehntes Jahrhundert, sie ist evident.

Die letzten wichtigen Vertreter des russischen Romans sind wie Bunin emigriert, wie Scholochow zu Kreuze gekrochen, verschollen oder verstummt wie Babel oder auf mysteriöse Weise wie Gorki in Moskau für «gestorben» erklärt. Das sind traurige Einzelschicksale, die das Phänomen des Niedergangs nach außen, und mit gebotener Verspätung politisch akzentuiert, bestätigen. Für den Betrachter wichtiger ist die heute deutlich gewordene Zweideutigkeit des russischen Romans und seiner Vertreter. Angesichts der Entwicklung Rußlands seit der Machtübernahme durch Lenin ist diese Zweideutigkeit in der von Lenin erklärten Beanspruchung der russischen Romankunst für die von ihm vertretene Ideologie

aller Welt deutlich geworden. Lenin beansprucht den sektiererischen Kommunismus Tolstois für sich. Er spottete, Tolstoi sei einmal Militarist, einmal Pazifist, einmal schwelge er, dann sei er Vegetarier: Tolstoi sei eben nicht zu voller Klarheit gekommen, und deshalb sei er ein Vorläufer der Revolution. Was von der bürgerlichen lesenden Gesellschaft Westeuropas nicht nur als Offenbarungen russischen, sondern auch als Kritik des eigenen Wesens begeistert angeschwärmt wurde, Tolstois soziale Idee und Dostojewskis Volksbegriff in Verbindung mit dem Gedanken der Welt-erlösung, konnte von Lenin seinen Anhängern als Ebnung der revolutionären Pfade gedeutet werden. Hier zeigt sich die Kopplung des revolutionären Pathos an die naive Zerknirschung des Westens, an seinen Katzenjammer.

Tolstoi drängt dem Leser eine merkwürdig negative Moral auf: du sollst nicht trinken, du sollst kein Fleisch essen, du sollst nicht oder möglichst selten heiraten, und grundsätzlich soll man sich nicht mit der Verführung der Zivilisation einlassen, sondern wie ein Bauer leben, sein Gras mähen, alten Weibern den Ofen aufsetzen, den Kinderchen das Abc und Rechnen nach Fröbel und Diesterweg beibringen. Christus und Buddha werden Kronzeugen dieses Evangeliums. Das theoretische Axiom des Nichthandelns muß den aktivsten der Menschen, den Soldaten, für schlechthin unsittlich erklären. Deshalb ist der größte Soldat der, welcher Napoleon besiegt, indem er nichtstuend zu Pferd sitzt. «Krieg und Frieden» entstand aus Tolstois Erlebnissen als Feuerwerker dritter Klasse — im Leutnantsrang — im Krimkrieg. Durch einen falsch übermittelten oder falsch verstandenen Befehl wurde eine sinnlose Attacke gegen die Belagerer von Sewastopol geführt, bei der fast alle Russen umkamen. Die Erschütterung durch dieses Erlebnis scheint Tolstoi bewogen zu haben, sein militärisch abenteuerliches Gesetz aufzustellen. Es ist ein für seine Zeit typisches Verhalten: das Experiment bestimmt das Denken, statt umgekehrt.

Tolstoi wuchs, als seine Mutter früh gestorben war und der Vater die Kinder hatte sitzen lassen, in Kasan bei einer Tante auf, die er als fromm und gottesfürchtig rühmte. Sie riet dem Jüngling, eine verheiratete Frau als Geliebte zu nehmen, des pädagogisch wohltuenden Einflusses wegen. Tolstoi kaufte sich eine Art Abitur, studierte etwas orientalische Philologie und Volkswirtschaft und fand mit achtzehn Jahren, alle Theologie sei Plunder. Er reiste zu seinem Bruder nach Jasnaja Poljana. Dieser Bruder hielt zu seiner Belustigung eine Zigeunertruppe. Die russischen Zigeuner waren der provinziellen Lebewelt von damals ein Ersatz für das, was sie eigentlich in Paris, Neapel und Wien erwartete. Sie waren Musiker,

Spaßmacher und Schauspieler. Der Bruder wollte Leo überreden, eine dieser Frauen, wie er selber, zu heiraten. Es waren zwei Sommer «in Saus und Braus, in Spiel und Jagd». Die Winter in Petersburg versuchte Tolstoi vergeblich zur Ablegung eines Examens zu nützen. Das sind die Jahre der ersten Erzählungen, vor allem des «Morgen eines Gutsbesitzers». Hier schildert Tolstoi seine Guts-herrenexistenz von der idealen Seite: Als er sehen muß, daß die Bauern seine edlen Pläne mißtrauisch ablehnen, zieht er sich ge-kränkt zurück. Tatsächlich baten die Bauern den Gutsherrn, «ihre schwachen Kinder nicht mit Wissen vollzupropfen». Wie sollten sie einem Manne trauen, der ihre Töchter meinte?

Tolstois Leben ist wie sein Werk voll von solchen Widersprüchen. Er erkannte das sehr gut; aber erst als zweiundachtzigjähriger Mann faßte er den Entschluß, alles zu verlassen. Er starb daran nach wenigen Tagen. Was blieb denn, wenn man die Gesellschaft verachtete, die Errungenschaften der Zivilisation ablehnte, das schlichte Volk und seine Lebensweise pries, die Kirche angriff als verfault und lau? Tolstoi legte sich ein Urchristentum zurecht, ein, wie er meinte, fern aller Theologie und Dogmatik rein empfun-denes und geliebtes Idyll nach dem Muster eines kindlichen Jesus. Der Appell wirkte, alle Gottlosen wallfahrteten zu dem neuen Hei- ligen; aber befrackte Diener hüteten die Cella des Eremiten. Die eigene Frau starb vor Kummer. Der Kitsch und die Gedanken-schwäche der «Kreutzersonate» waren das Ergebnis.

Hinter diesen menschlichen und künstlerischen Niederlagen Tol stois steckt eine richtige Ahnung, und das ganze Problem wäre schlecht an ihm exemplifiziert, wäre nicht Tolstoi der größte Schil derer russischen Adels- und Bauernlebens seiner Zeit, würde nicht das Naturtalent immer wieder gebrochen durch törichte Reflexion wie in «Anna Karenina». Was in den «Kosaken» nah beieinander ist, erlebt und gesehen und nicht theoretisch, sondern in Gestalten und Begebenheiten gelöst, das fällt später auseinander. Der großartige Anfang von «Auferstehung» geht in ein larmoyantes Spektakel über. Es gibt in all diesen Büchern Bauern, Adelige, Schwätzer, Offiziere, Geistliche, Damen der Gesellschaft, tief Erniedrigte, Beamte und Lebemänner; es gibt das ganze Panorama einer reich figurierten gesellschaftlichen Sphäre aus dem alten Rußland — aber es gibt keine «Gebildeten» im Sinne, wie es sie bei Goethe, Thackeray, Manzoni oder Stendhal gibt, Schriftstellern also, die man im literarischen Rang Tolstoi gleichstellen möchte. All die französisch parlierenden Damen, die geleckten Höflinge und die tüchtigen Gutsbesitzer sind dressierte Barbaren. Tolstoi weiß das, und da er gerade in der Zivilisation der Oberschichten eine Gefahr

sieht, sucht er den männlichen Lewin, in «Anna Karenina», aus dieser nichtigen Existenz herauszuheben. Dabei verfällt er auf ein Mittel, das keinem westlichen Autor je eingefallen wäre: körperliche Arbeit. Das Kapitel des mähenden Lewin ist hohe epische Poesie. Aber da fällt einem (heute) ein, daß die Sowjets einige zwanzig Jahre später Todesurteile danach aussprachen, ob einer glatte oder rauhe Hände hatte. Dies gräßliche Dilemma hängt zusammen mit dem Fehlen eines gebildeten Bürgertums in Rußland, jenes erudierten Bürgertums, welches Personnage und Publikum des europäischen Romans gestellt hat.

Tolstoi hatte die richtige Ahnung, daß sein Volk durch das Christentum oder gar nicht humanisiert werden könne. Aber er war viel zu sehr Bojar und geistig viel zu unaufrechtig, als daß er sich dies Christentum nicht nach eigenem Kopf zurechtgelegt hätte. Gorki schildert ihn sehr anschaulich: «Er glich einem Gott, nicht Zebaoth oder den Olympischen, sondern einem slawischen Bauerngott, der unter goldener Linde auf einem Thron aus Ahornholz sitzt, nicht gerade majestatisch, aber wahrscheinlich listiger als alle andern Götter.»

Peter Tschaadew hatte schon 1840 eine bestürzende These aufgestellt, die seither fast allgemein geglaubt wird. Rußland, schrieb Tschaadew, habe keine eigene kulturelle Entwicklung und Geschichte, weil es mit dem Anschluß an das tote byzantinische Christentum den Kontakt zum lebendigen Westen Europas verloren habe. Tschaadew meinte nicht europäischen Liberalismus, Renaissance und Reformation, sondern riet zum Anschluß Rußlands, der russischen Orthodoxie an Rom. Dann würden die russischen Energien frei und könnten das Licht der Welt werden. Hier sind wie in einer Nuß Chiliastik, Panslawismus und Westlertum beieinander. Tschaadew war nicht Romantiker wie Novalis, in angeblich schönerer christlicher Vergangenheit Gemeineuropas schwärzend, sondern ein utopisch-politischer Kopf: die Vita activa müsse an die imperiale Idee Roms anknüpfen.

Seit der russischen Revolution pflegt man die russisch-orthodoxe Kirche für einen Teil des geistigen und politischen Unheils haftbar zu machen. Der Westen erhebt den Vorwurf der Erstarrung, des Formalismus, des Staatskirchentums. Daran ist wahrscheinlich einiges wahr, denn eine Kirche von lauter Engeln wäre nicht von der Hölle überwältigt worden. Wahrscheinlicher ist aber, daß die Kritiker des Westens deshalb eine Kollektivschuld der russischen Kirche vermuten, weil sie von ihrem Weltbild aus geneigt sind, jede Orthodoxie für reaktionär zu halten. Man liest entweder allgemein gehaltene Verwerfungen oder erklärt das angebliche Ver-

sagen aus einem geistesgeschichtlichen Systemzwang. Es ist Tatsache, daß Rußland noch im neunzehnten Jahrhundert ganze Scharren von heiligmäßigen Pilgern und Einsiedlern, Mönchen, Startzen und Theologen hervorgebracht hat. Weder Leskow noch Dostojewski können sich ihre entsprechenden Gestalten aus den Fingern gesogen haben. In einem bestimmten Sinne ist das Leben des einfachen Volkes in Rußland das eines «Gottesvolkes» geblieben. Damit ist nicht die Usurpation dieses Begriffes aus dem Alten Testament, deren sich Dostojewski gelegentlich schuldig macht, gemeint; denn theologisch gibt es nur *ein* Volk Gottes qua Volk, sondern die Gemeinschaft der Gottesknechte, Gottesdiener, als welchen sich der fromme Russe zu bezeichnen liebt. Auch der Bolschewismus hat dies Empfinden nicht brechen können. Es sei an das Staunen erinnert, mit welchem deutsche Soldaten in allen russischen Häusern Ikonen an der Wand sahen, mit Lämpchen und Blumen geschmückt, im Jahre 1941.

Der literarische Kronzeuge dieses frommen Volkes ist Leskow. Sein Kampf gegen die sozialistisch-liberalen Literaten, Kritiker und Klubverschworenen Petersburgs ließ ihn im Ausland erbitterte Tendenzromane schreiben, die vergessen sind. Liest man sie heute, so sind sie ein einziger Angriff auf Richtungen, die unmittelbar zum Bolschewismus geführt haben. Leskows Wurzeln liegen im Volk, das er im Auftrag seines Onkels für eine englische Firma bereiste. In seiner bedrückten Jugend hatte sich Leskow, folgend dem Zeitgeist, mit Feuerbach und Strauß abgegeben. Es war ein kurzes Gefecht gewesen; Leskow war zu souverän und geistig zu gut genährt, um ihnen zu erliegen. Das ist eine bedeutende Leistung, wenn man bedenkt, daß diese beiden deutschen Autoren die christliche Dogmatik und Orthodoxie bis weit in die Reihen der katholischen Gelehrten, bis in die Gegenwart haben entwurzeln können. Leskow ist der biblischen Offenbarung gegenüber unbefangen geblieben: in ihrem Licht sieht er den inneren, von Gott gewollten Zusammenhang des Heilsgeschehens zwischen Gott und Welt und die Wechselwirkung im Handeln des absolut freien Gottes und des bedingt freien Menschen. Er erkannte gleich, daß Strauß und Feuerbach diesen Ursinn der Religion nicht hatten und ihre Kritik deshalb an ein anderes Objekt wandten, an ihre private Meinung von der Religion.

Diesen theologiegeschichtlichen Hintergrund muß man sehen, um Oblomows Verzicht auf die Vita activa richtig zu deuten. Gontscharows Held kapituliert nicht deshalb vor der Welt, weil er «sehr russisch» ist, sondern weil sein angeborener Adel auf den Zerfall der patriarchalischen und orthodoxen Welt nicht anders als passiv

reagieren kann. Gontscharow stellt ihm den betriebsamen Deutschen Stolz als Freund gegenüber, einen Mann, der sich in die moderne Welt zu schicken weiß, weil er die Vita activa im Kern begriffen hat als Ort der Bewährung für alle Arten von Tüchtigkeit. Nichts ist Oblomow mehr zuwider als die naive Welttüchtigkeit. Auf seiner andern Seite steht Olga; sie ist wie der tüchtige Deutsche (er hat den Mond erfunden, sagen die Russen sprichwörtlich) eine wiederkehrende Figur der russischen Literatur, zuerst von Puschkin im «Eugen Onegin» dargestellt, die elementare gesunde Frau, welche den schlaffen Mann vergebens hochzureißen sucht. «Oblomow» erschien 1859. In diesem Roman ist die moderne Trennung von christlicher Theorie und dem Christlichen als Lebensprinzip vollzogen. Oblomow will als echter Russe orthodox sein, aber er besitzt den Glauben nicht mehr als Prinzip des Handelns.

Leskow steckt tiefer in der Ueberlieferung, er hat eine breitere Natur und den abgetönten, meist unterkühlten Humor, den Sinn für Effekte und das Derbe. Der alte bitterböse Tolstoi hat ihn geliebt wie sonst niemanden; gegen Dostojewski suchte er ihn auszuspielen mit der Bemerkung, er verstehe nicht, daß man den (für russische Ohren) schlecht schreibenden Dostojewski diesem großen Erzähler vorzöge. In der Tiefe der erinnerten Zeit fand Leskow ein anderes Rußland als die Westler; das gefundene Muster legte er nun auch der Gegenwart unter; es paßte wunderbarerweise. Während bei Tolstoi Wirkung über die Nerven der Leser erzielt wird, dringt Leskow in Fleisch und Blut. Er ist frei von allen Programmen und Utopien, denn die Orthodoxie seiner griechischen Kirche weiß mehr vom Menschen als die moderne Analyse. Leskow weiß, daß man Dinge wie persönliche Existenz in der Tafel sozialistischer Theoreme ebensowenig suchen darf wie in einer Multiplikationstabelle. Sein Begriff von Freiheit berührt die Frömmigkeit, weil er nicht von den Enzyklopädisten, sondern von griechischen Kirchenvätern und Paulus Freiheit gelernt hat. Seine Huren, Kuppler, Mörder, Diebe entwerfen keine Philosophie der Sünde und Erlösung, sondern Lady Macbeth von Mzensk ersäuft sich auf dem Weg nach Sibirien in der eisigen Wolga. Das ist Leskows Realismus.

In der Chronik des Dorfes Plodomassowo heißt es bei Leskow: «Im nächsten Winter brachte die Generalin Wichiorowa aus Petersburg das finnische Mädchen Metta Iwanowna mit, eine Zwergin, um Fingersbreite kleiner als ich. Die Verstorbene, unsere Herrin Marfa Andrewna, mochte das gar nicht hören. Anfangs geruhete sie immerfort zu sagen, diese Zwergin sei nicht von Natur so, man habe ihr Blei eingegeben; als sie dann aber hinkam und Metta Iwa-

nowna anzuschauen geruhte, da ärgerte sie sich erst recht, weil die so ganz und gar weiß und vollkommen war. Und sie begann schon davon zu träumen, daß wir diese Metta kaufen sollten . . . » In dieser Szene kündigt sich — für den Zusammenhang der Erzählung — eine zarte Liebes- und Lebensgeschichte der zwergenhaften Domestiken an. Genaues historisches Detail, Gesellschaftssphäre, soziales Denken, geographische Weiträumigkeit des alten Rußland sind gegeben. Aber das macht noch nicht den eigentlichen Gehalt aus, der in Leskows Verhältnis zur Zeit besteht. Gleichgültig, ob die Szene 1680 oder 1820 spielt: Leskows erzählte Zeit ist keine historische, sondern eine poetische, jenes zeitliche Zurück des Erzählers, das die Antike unter der Göttin Mnemosyne begriff: Leskows Zeit wird erinnert. Das Gegenteil ist Tolstois Zeit in «Krieg und Frieden»: sie wird aktualisiert, 1812 wird 1880. Der Grund dafür ist, daß Tolstoi das Pathos des napoleonischen Feldzuges (wie später des Krimkrieges) nicht begriff, das Pathos der Befreiung Rußlands von den «Ungläubigen». Leskow spielt dieses Pathos nicht aus, aber er besitzt es.

Anfang der achtziger Jahre erschien in Rußland der Roman «Die Priwalowschen Millionen» von Dmitrij Mamin-Ssibirjak. Der Roman spielt unter den Erben und Nachfolgern der uralisch-sibirischen Goldmagnaten, also in Kreisen, wo die Erschließung Sibiriens alles Gerede von der natürlichen Passivität des Russen zum Popanz macht. Priwalow, Erbe der Titelmillionen, kommt von Petersburg in die Jugendheimat zurück, wo ihn gerissene Verwalter zu überspielen suchen. Der junge Idealist gerät in das Getriebe gesellschaftlicher, intriganter, geschäftlicher und konkurrierender «Dissonanzen», welche den Stoff für die bewegte Handlung hergeben. Mamin zeigt die altrussische Welt in völliger Auflösung — aber er tritt ihr nicht mit einem neuen Programm gegenüber. Priwalows Ideen scheitern. Mamin registriert die Widersprüche der Menschen und belustigt sich auf der Linie eines faunischen Humors. Diese ideologische Unabhängigkeit hat der breiten Leserschaft wohl mißfallen, deshalb blieb Mamin lange unbekannt. Ist die Welt für Mamin nichts als ein — Roman? Zu Beginn spricht Priwalow mit seiner alten Pflegemutter, einer puritanisch strengen Altgläubigen, und meint erstaunt, ihre religiösen Einwände paßten gar nicht mehr in unsere Welt. Und später, als sie für ihre Tochter betet, heißt es: «Es war ein kaltes Gebet im Stile der Raskolniki, ganz durchtränkt von Egoismus und Heuchelei, in dessen hergebrachter Form jeder lebenswarme Inhalt sich verflüchtigt hatte.» Mamin selbst stammte aus einem Priesterhaus; er war ein wohlgeratener Sohn und hätte gegen die alte Frömmigkeit keine solchen Ausdrücke gebraucht,

wenn sie nicht treffend wären. Für ihn lebt Rußland aus der Spannung zwischen frommen, aber schlichten Bauern, reichen Kaufleuten, problematischen Suchern nach Wahrheit und vitalen Nutznießern irdischer Schätze. Der sibirische Jahrmarkt wird ihm zum Symbol der Welt.

Hat nun Tschaadew recht mit seiner Verwerfung der russischen Orthodoxie? Darauf suchte Dostojewski zu antworten. Im Jahre 1849 wurde er wenige Minuten vor der befohlenen Hinrichtung zur Arbeit in Sibirien begnadigt. An diesem 22. Dezember begann eine Wandlung. Aus dem naiven Erschütterer einer faulenden Gesellschaft wurde der Prophet eines neuen Menschen. Aus Sündern und Verbrechern, dem Rohstoff dieser Menschenwelt, werden Erleuchtete und Wohltäter. Heute zweifelt man kaum mehr, daß Dostojewski rechtgläubiger Christ¹ war, obgleich die Orthodoxie in den Figuren seiner Romane oft ad absurdum geführt wird. In den Aufzeichnungen des Staretz Sossima fand sich die russische Geistlichkeit allzu geschmeichelt wieder. Die sozialistischen Kritiker wandten sich sofort gegen den neuen Apologeten des Christentums, und weit über seinen Tod hinaus versuchten verschiedene ideologische Gruppen den Schriftsteller für sich in Anspruch zu nehmen.

Dostojewskis fünf große Romane sind aus *einem* Entwurf hervorgegangen. Ursprünglich als Zyklus geplant, verwirklichten sie das Programm in Bruchstücken, welches Dostojewski im «Tagebuch eines Schriftstellers» formuliert: «Mir scheint unzweifelhaft, daß, wenn man all diesen Gelehrten und Professoren von heute Gelegenheit gäbe, die alte Gesellschaft zu zerstören und eine neue aufzubauen — daß dann solch eine Finsternis entstünde, solch ein Chaos, etwas dermaßen Rohes, Blindes und Unmenschliches, daß dieses Gebäude unter den Flüchen der Menschheit zusammenbräche, bevor es noch vollendet wäre. Wenn der Menschenverstand Christus erst einmal verworfen hat, kann er zu erstaunlichen Ergebnissen kommen.» Die Wiedereinsetzung Christi ist Dostojewskis Absicht — aber auf so neue Art, daß die religiöse Vertretung Rußlands ihn nicht mehr als Orthodoxen begriff. Sein Nationalismus ist eine Funktion dieser Orthodoxie. Er operiert da mit Beweisstücken, die den altspanischen ähneln, wo Rechtgläubigkeit mit rein spanischem Blut providentiell in eins gesehen wurde (im Gegensatz zum arabischen und jüdischen Blut). Diese Idee ist eine Ketzerei; der Gedanke, das russische Volk sei von Christus zu einer besonderen Mission ersehen, nicht mit und neben allen andern Völkern, son-

¹ Dazu siehe Reinhard Lauth in der Einleitung zu seinem Dostojewski-Brevier «Was vermag der Mensch», Piper-Verlag, 1949.

dern vor und über ihnen, paßte weit besser in die politische Propaganda als in die Predigt.

Wie bei Tolstoi ist der Russe auch bei Dostojewski im neunzehnten Jahrhundert dem Angriff westlicher Gedanken ausgesetzt. Bedrohend erscheinen ihm aber nicht so sehr die Laster der Gesellschaft als die durch Auflösung der alten Hemmungen entbundenen Triebe und Leidenschaften im Innern des Herzens. Tolstois Menschen fehlen aus Leichtsinn und Gedankenlosigkeit, die Dostojewskis aus Gier, Bosheit, Wollust, Grausamkeit, aus wirklichen Lastern. Sie gehen mit eiskalter Ueberlegung ans Werk, und dem entspricht die tiefe Inbrunst der Frommen, das Pathos der Bekehrung, die Engelhaftigkeit der Aljoscha und des Jünglings. Die Moral verschwindet im Abgrund seismäßiger Laster- und Tugendhaftigkeit. Ueber die barbarische Substanz des Menschen gibt sich Dostojewski keinen falschen Einbildungungen hin. Er glaubt deshalb nicht an Bildung und Besserung, an Erziehung und Belehrung, sondern nur an eines: die Wirkung der Glaubensgnade. Was man heute existentielle Tiefe nennt, Laster und Schmutz der Seelen, hat er geschildert wie keiner seiner wollüstigen Nachbeter. Aber dieses Volk Dostojewskis lechzt aus seinem Sumpf nach Idealen — und danach muß man urteilen. Er definiert geschichtlich die Hauptidee des russischen Volkes als «die Erwartung des in ihm heraufkommenden Schöpferischen, des Gottesschicksals und seiner weltumfassenden Kirche. Und da kann man nur die Formel aufstellen: wer die Rechtgläubigkeit und die endgültigen Ziele unseres Volkes nicht versteht, der wird auch das russische Volk nie verstehen; mehr noch, er wird es auch nie lieben können.» So im Januar 1881 im Tagebuch.

Auf der Spur dieser Gedanken hat Dostojewski den dogmatischen Rahmen der autokephalen griechischen Kirche Rußlands gesprengt, aber er hat diese Kirche nie verlassen. Er sprengte alles an dieser Kirche, was «eng» war, die Bindung ans Zarentum etwa oder den Moralismus, der Sündern gern die Sakramente verweigerte. Aber er hat nie Sünden wie den Selbstmord, wie es im neunzehnten Jahrhundert üblich war, verteidigt, und er hat nie die Existenz Satans in ihrer Unbegreiflichkeit gelehrt. Dostojewski hat der Orthodoxie einige Positionen, die sie zu verlieren drohte, wieder bewußt gemacht, nämlich den Zusammenhang aller Christen der Erde und das Wissen um die Gültigkeit der Erlösung durch Christi Opfer für alle Menschen, auch die Heiden, auch wenn sie nicht zur sichtbaren Kirche gehören. Er betonte mehrfach, daß es ein Vorzug Rußlands sei, «niemals jene dummen überirdischen deutschen und französischen Romantiker» besessen zu haben, jene

«überirdischen Naturen von Reinkultur», welche den Boden unter den Füßen und damit die Möglichkeit einer Umkehr verloren haben. In den Kindern und Heiligen beginnt das Paradies schon auf Erden. Das ist ein Satz, um dessentwillen man Dostojewski katholisch genannt hat, obgleich er natürlich genau so gut russisch-orthodox möglich ist. Dostojewski ging auf die griechischen Kirchenväter zurück, die auch das Abendland genährt haben. Sein Denken enthält daher universal-christliche Ideen, die in Rußland weniger gepflegt wurden, vor allem den Gedanken der Aufgabe der Kirche als allgemeines Institut des Heils für alle Menschen. Da mag es verzeihlich sein, daß er den Russen aus Liebe eine besondere Stellung zuwies.

Hofmiller, der heute vergessene, beklagte sich bitterlich über den modischen Dostojewski-Kult der zwanziger Jahre in Deutschland. Was uns von ihm schiede, seien im Grunde Homer und Shakespeare, Mozart und Goethe. Statt das russische Fühlen und Denken an ihm zu erkunden, sah man bei Dostojewski wie in einem Spiegel das eigene chaotische Ich: Sein Entwurf einer neuen Christlichkeit wurde damals kaum rezipiert. Die sentimental Abgründe bei wahnwitzigem Scharfsinn (der alte Gauner Mitja Karamasow zerfließt in echte Tränen über das «Kindchen») hielt man für visionär und deshalb unverbindlich.

Was Tolstoi ahnt, was Leskow darstellt, wird bei Dostojewski immerfort erörtert: daß nur das Christentum den Menschen Rußlands der Barbarei entreißt, daß die vorübergehende irdische Erscheinung und die ewige Wahrheit einander berühren. Was das Bürgertum des Westens seit zwei Jahrhunderten von der Bildung, von der Kunst oder gar von der Literatur erwartete, muß in Rußland von der Kirche erwartet werden. Hier liegt der Grund für die Opposition Rußlands gegen den Westen, weshalb es ihn ketzerisch nennt und weshalb es glaubt, einen von Gott selber garantierten Vorsprung zu besitzen. Daß all das auch anders ausgelegt werden konnte, daß der Messianismus der slawischen Idee politisch auszubeuten war wie jeder Messianismus, daß die großen Schriftsteller des Landes heute umgedeutet werden können in Propheten des utopischen Massenstaats und daß sogar die orthodoxe Kirche einen Modus vivendi mit dem roten Kreml fand — all das gehört zu den Zweideutigkeiten der russischen Romane, zu den Möglichkeiten der Geschichte, nicht als Rätsel, sondern als Geheimnis.